DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

FÜNFTER JAHRGANG 1914 BERLIN ERSTES UND ZWEITES DEZEMBERHEFT NUMMER 17/18

Inhalt: **Adolf Behne:** Deutsche Expressionisten / **August Stramm:** Gedichte / **Aage von Kohl:** Der Weg durch die Nacht / **Adolf Knoblauch:** An die Gefährten / **Desider Kosztolányi:** Der fette Richter / **H. W.:** Enthüllungen: Künstler ohne Form / Künstler mit Inhalt / **Oskar Kokoschka:** Zeichnung / **Vlatislav Hofman:** Gartenpavillon: Das Obergesims / Originallinoleumschnitt des Urhebers

Oskar Kokoschka: Zeichnung

Deutsche Expressionisten

Adolf Behne

Vortrag zur Eröffnung der neuen Sturm-Ausstellung

Meine Damen und Herren!

Die Ausstellung, durch die ich Sie auf Wunsch des Veranstalters führen will, nennt sich eine Ausstellung „Deutscher Expressionisten". Ueber den Begriff „Deutsch" braucht gewiß nicht viel gesagt zu werden. Nur soviel: es wird sich empfehlen, in Verbindung mit den hier vertretenen Malern, mit Campendonk, Franz Marc, Kokoschka, nicht so sehr an Ludwig Knaus und Paul Thumann zu denken, die unleugbar auch in Deutschland geboren sind, als viel mehr an die Maler unserer Gotik, etwa an den Schöpfer der Straßburger Glasfenster, an die Kölnischen oder Westfälischen Meister, oder um einen großen Geistesverwandten späterer Zeit zu nennen, an Mathias Grünewald. „Deutsch" — das bedeutet hier nicht Butzenscheiben-Romantik, Mondscheinpoesie und Vergißmeinnicht-Pinselei, sondern Leidenschaftlichkeit der Darstellung, Drang der Phantasie, Herrschaft des Geistes

Die Künstler unserer Zeit sehen in den frühen Meistern nicht die Vorlagen ihres Schaffens. Keine Spur von Archaismus ist in ihrer Kunst. Aber sie erkennen in den Gotikern ihre rechtmäßigen Ahnen. Was sie vereint, ist die Liebe zum Ausdruck. Nichts anderes bedeutet „Expressionismus". Die Baumeister, die Plastiker, die Maler und Zeichner der Gotik waren Expressionisten, ebenso waren es die Aegypter, die Griechen der vorklassischen Zeit. Die expressionistische Kunst, der man mit Vorliebe das Stigma der saisonhaften Modenarretei anheftet, ist in Wirklichkeit das Wiedererwachen von Neigungen, die in der Kunst zu ihren glücklichsten Zeiten stets geherrscht haben. Wäre jene Liebe zur Gotik, die Manchem heute mit so verdächtiger Eile aus der Feder fließt, ehrlich, so müßte die Marc, Kokoschka, Heemskerck, Mense längst zu Ehren gekommen sein, die ihnen zustehen.

Aber weshalb sind diese Bilder so sonderbar? Weil ihre Maler es mit der Kunst ernst und genau nehmen. Weil sie in den Schwerpunkt ihres Schaffens endlich wieder künstlerische Rücksichten gestellt haben, anstatt wissenschaftlicher, literarischer oder geschäftlicher Rücksichten. Man hat das freilich getadelt, als nackten Formalismus, unlebendige Aesthetenkunst. Aber um solche Dinge handelt es sich ganz und garnicht. Der Expressionismus kennt keine Form, die ohne Beseelung, ohne Ausdruck wäre. Die Form steht ihm im Dienste des Ausdruckes. Aber dieser Ausdruck soll ein rein künstlerischer sein — je reiner, desto besser! Wer befürchtet, die absolute Reinheit des künstlerischen Ausdruckes mache ein Werk steril, verrät nur, daß er in der Kunst bisher nur das geschätzt hat, was Nicht-Kunst, Trübung, Beimengung war.

Der Expressionismus hat endlich wieder künstlerische Rücksichten in den Schwerpunkt des Schaffens gerückt! Was das bedeutet, wird uns deutlich, wenn wir in Gedanken ein impressionistisches Werk mit einem modernen vergleichen. Denn der Impressionismus ist der Prototyp einer Kunst, die ihren Schwerpunkt verloren hat.

Jedes Kunstwerk, das Anspruch auf diese Bezeichnung erheben kann, ist ein Organismus. Ein unorganisches Kunstwerk ist ein Widerspruch in sich selbst. Organisch schaffen, ist das Wesen der künstlerischen Arbeit, und die Gabe, geistige Dinge organisch wachsen zu lassen, ist das, was den Künstler, in weiterem Sinne, vom Nicht-Künstler unterscheidet. Das wahre Kunstwerk ist etwas Gewachsenes, Entstandenes, und der Satz des Biologen Uexküll: „Nur die Maschinen werden gemacht, die Organismen aber entstehen" gilt auch für die Kunst. Deshalb ist es die erste Aufgabe des Künstlers, aus dem Schaffensprozeß alles auszuschalten, was das gerade Wachstum seiner Farben, Formen und Linien beeinträchtigen könnte.

Auch der Impressionist will selbstverständlich einen Organismus schaffen. Aber er verfällt beim Schaffen demselben Irrtum, dem beim Denken die Häckel und sonstige Rationalisten verfallen: beide ordnen sich äußeren Tatsächlichkeiten — sogenannten Tatsächlichkeiten! — unter. Halb folgen sie den Bildungsgesetzen der Innenwelt, halb den Regeln fertiger äußerer Bildungen. Was entsteht, kann kein Organismus sein, denn ein solcher kann nur auf einem Boden wachsen. Es gibt keine Pflanze, die mit der Hälfte ihrer Wurzeln im Gebirge, mit der anderen Hälfte an der See wächst. Wie Kant unserem Denken einen Schwerpunkt gegeben hat, so die Expressionisten dem künstlerischen Schaffen, indem sie es rein wachsen lassen aus dem inneren Formvermögen, aus der Anschauungskraft, der Phantasie. Der Impressionist dagegen gönnt diesen Kräften nur eine bedingte Mitwirkung, und darüber hinaus ist sein Glaubensbekenntnis: „Gelingt es mir, ein Stück Natur so unmittelbar und so richtig zu erfassen, daß sich nichts Fremdes einschleicht, so habe ich genügend Organisches eingefangen, um ein Bild davon leben lassen zu können." Er schafft also nicht organisch, sondern gibt fremde Organismen wieder. Aber Kunst heißt nicht, Organisches wiedergeben, sondern eben organisch schaffen. Und weil der Impressionist das durcheinander bringt, hat seine Kunst den Schwerpunkt verloren. Sein Bild kann nur noch auf dem Wege des Zufalles zu einem Anschein des organi- Gefüges kommen. Wohl ist die Natur organisch, aber sie ist es nur als Ganzes! Der Impressionist kann nur ein Stück der Natur wiedergeben — Stücke aber sind ihrem Wesen nach unorganisch.

Ich sagte, der Impressionist erreicht zuweilen trotz allem den Anschein des Lebendig-Organischen, dadurch nämlich, daß er eine äußere Einheitlichkeit über die verschiedenen Teile legt, die dem von ihm herausgerissenen Stück Natur angehören. Das ist die Stimmung und zwar meist die atmosphärische Stimmung, eine Einheit, die freilich letzten Endes nur wieder stofflicher Art ist. Daß sich der Impressionist an die Stimmung klammert, zeigt deutlicher als alles andere, wie stark bei ihm das Gefühl ist, den eigentlichen Schwerpunkt des Schaffens verloren zu haben. Denn die Stimmung ist selbst etwas Labiles, Unzuverlässiges, nicht mehr als der Strohhalm, an den sich ein Ertrinkender preßt. Das macht die Arbeit des Impressionisten erst recht wacklig und hin und her treibend. Von der inneren Unsicherheit leitet sich die ganze Art der Nuancen- und Valeurmalerei her, das Tupfende, Verwischte, Andeutende, fast möchte man sagen: Stotternde. Der Impressionist rettet sich zu solcher Technik, bei der er am ehesten auf die Gunst des Zufalles hoffen darf.

Das impressionistische Bild ist seinem Wesen nach isoliert. Es wirkt in aller Welt wie ein Fremdkörper, und nur unter Seinesgleichen in Ausstellungen oder Museen verliert es etwas von einer Isolierung. Zur Natur verhällt es sich wie Wasser zum Feuer, und zur Kunst wie ein Krüppel zum Gesunden. Deshalb bleibt ihm nichts übrig, als einen unerhört breiten und stark profilierten Goldrahmen um sich zu nehmen und Kuriosität zu sein.

Das moderne Bild braucht keinen Rahmen. Als etwas organisch Gewordenes fügt es sich allem Organischen selbstverständlich ein, jedem schönen Raume, jeder Nachbarschaft guter Bilder, mögen sie sein aus welchem Jahrhundert und aus welchem Lande sie wollen. In allem Organischen sind die gleichen Gesetze an der Arbeit gewesen, alles Organische ist miteinander blutsverwandt.

Zweierlei gehört zum Wesen des Organischen: die Zweckmäßigkeit in Rücksicht auf ein bestimmtes Ziel und die lebendige Tätigkeit in zusammengreifenden Funktionen. Das Ziel des expressionistischen Bildes haben wir erkannt in dem Ausdruck eines Erlebnisses. Der Impressionist begnügte sich mit dem Eindruck, mit der Oberfläche, dem Schein. Der Expressionist will die geistige Quintessenz eines Erlebnisses. Das Mittel, sie zu erreichen, ist für die Künstler, die hier vertreten sind, der Kubismus.

Der Kubismus, der in dem Rufe steht, eine kalte intellektuelle Methodik zu sein, ist in Wahrheit völlig aus dem Gefühl geboren und will lediglich Ansprüche des Gefühls befriedigen. Freilich nicht das Gefühl dafür, ob ein Stück der Bildfläche Seide oder Wolle darstellt, sondern das Gefühl für den innersten Zusammenhang der Dinge, ein kosmisches Weltgefühl. Der Kubismus ist nicht Selbstzweck. Der Maler, der Bildhauer, der Architekt ist nicht kubistisch, um kubistisch zu sein, sondern weil sich gewisse Dinge nur in dieser Sprache sagen lassen.

Was zu der Entstehung dieser Sprache führte, war der Wunsch, dem Bilde das funktionelle Leben zu geben, das zum Wesen eines wahren Organismus notwendig gehört. Das impressionistische Bild, herausgerissen und isoliert, war starr. Das expressionistische Bild, ein lebendiger Kosmos, und daher allem Kosmischen eingebettet, nimmt teil an der allgemeinen Bewegung der Welt. Deshalb sind seine Formen nicht starr, sondern flüssig. Die Form wird mir nicht fertig gegeben, sondern sie wächst und entsteht. Für fertig übernommene Gegenstände ist in dieser Kunst selbstervständlich kein Platz. Aber was für ein Armutszeugnis wäre es nicht für die moderne Kunst, wenn sie noch immer an der Gesetzlichkeit des Gegenständlichen haften wollte, nachdem unsere Denker längst die Bedeutungslosigkeit des Gegenständlichen für jede tiefere Erkenntnis durchschaut haben.

Der Kubist kann seinen Formen nur dadurch den Sinn des Werdens, das funktionelle Leben geben, daß er die einzelnen Elemente der Form vieldeutig macht. Im impressionistischen Bilde war jedes einzelne Stück etwas Bestimmtes: Baumstamm, Laub, Wand, Wolke usw. Daher die Starrheit. Wenn der Kubist die Form entstehen lassen will, so darf er sie nicht abschließen, er muß sie aus dem Ganzen herausschwingen lassen, herausfließen. Das einzelne Stück der Fläche bedeutet nichts, erst in der Beziehung mit allen anderen erhält es seinen Sinn. Der Maler kam also notwendig zu Elementen der Form, die für sich stofflich und gegenständlich neutral sind. Kubismus heißt nicht, daß es unter allen Umständen Kuben sein müssen. Sonst wäre der Kubismus das, was er am allerwenigsten ist: eine dumme Art der Stilisierung. Der Ausdruck Kubismus bedeutet vernünftigerweise nur, daß sich für den modernen Maler Elemente zum Aufbau der Form empfehlen, die wegen ihrer von Fern geometrieähnlichen Art die Kristallisation des Ausdruckes ermöglichen. Deshalb ist der Kubismus eine geometrische Wissenschaftlichkeit sowenig, wie etwa der Pythagoräismus eine Rechnerei war. Er hat vielmehr wie jener einen mystischen Grundzug.

Die Gegenwart eines futuristischen Bildes gibt uns Gelegenheit, den historischen Ausgangspunkt der kubistischen Formensprache kennen zu lernen. Es zeigt sich sehr deutlich, daß der Antrieb zur Schaffung dieser Sprache ein Gefühl war. Der Futurist wollte den denkbar stärksten Ausdruck des Lebens vermitteln, seine Beweglichkeit, Unendlichkeit, Intensität und den Reichtum seiner Be-

ziehungen. Er kam hierbei bereits aus innerer Notwendigkeit zu jener Vieldeutigkeit der Form, die nur bei ihm noch einen Rest von Materialismus hat.

Also fassen wir zusammen: Expressionismus bezeichnet das Ziel. Die moderne Kunst will eine Kunst des Ausdruckes sein. Kubismus bedeutet die Sprache, deren sich viele Expressionisten, nicht alle, bedienen. Futurismus ist ein Name für Gefühlsströmungen, die die Rolle des Anregers gespielt haben.

Nun aber möchte ich Ihrem Genuß an den einzelnen Bildern nicht länger im Wege stehen.

Gedichte

August Stramm

Zwist

Gallen foltern bäumen lösen
Knirschen zürnen meiden Haß
Zittern stampfen schäumen grämen
Suchen beben forschen bang
Wenden zagen schauen langen
Stehen rühren seufzen gehn
Streicheln klagen
Kosen schelten
Schämen schmäht
Und
Fliehen wirbt
Schmiegen wehret
Armen sträubet
Quälen küßt
Veergessen
Vergessen
Lacht!

Traum

Durch die Büsche winden Sterne
Augen tauchen blaken sinken
Flüstern plätschert
Blüten gehren
Düfte spritzen
Schauer stürzen
Winde schnellen prellen schwellen
Tücher reißen
Fallen schrickt in tiefe Nacht.

Erhört

Das Hauchen weht
Und
Wirft die Widerstände
Das Wehen bebt
Und
Schüttelt Halt zu Boden
Das Hauchen braust
Und
Wirrt die wühle Tiefe
Das Brausen schwirrt
Und
Schluchzt das Herzblut auf.
Das Hauchen stürmt
Und
Reißt die Zeit in Ewig
Das Stürmen stürzt
Und
Wirbelt in das Nichtsein!
Du
Haucht
Das
Du!
Und
Hauchen Hauchen
Hauchen
Stürmet
Du!

Mondschein

Bleich und müde
Schmieg und weich
Kater duften
Blüten graunen
Wasser schlecken
Winde schluchzen
Schein entblößt die zitzen Brüste
Fühlen stöhnt in meine Hand.

Sehnen

Die Hände strecken
Starre bebt
Erde wächst an Erde
Dein Nahen fernt
Der Schritt ertrinkt
Das Stehen jagt vorüber
Ein Blick
Hat
Ist!
Wahnnichtig
Icht!

Wiedersehen

Dein Schreiten bebt
In Schauen stirbt der Blick
Der Wind
Spielt
Blasse Bänder.
Du
Wendest
Fort!
Den Raum umwirbt die Zeit!

Heimlichkeit

Das Horchen spricht
Gluten klammen
Schauer schielen
Blut seufzt auf
Dein Knie lehnt still
Die heißen Ströme
Brausen
Heiß
Zu Meere
Und
Unsere Seelen
Rauschen
Ein
In
Sich.

Schwermut

Schreiten Streben
Leben sehnt
Schauern Stehen
Blicke suchen
Sterben wächst
Das Kommen
Schreit!
Tief
Stummen
Wir.

Verzweifelt

Droben schmettert ein greller Stein
Nacht graut Glas
Die Zeiten stehn
Ich
Steine.
Weit
Glast
Du!

Der Weg durch die Nacht

Roman

Aage von Kohl

Schluß

Er rast dahin, da draußen in der Dunkelheit, weiß schon längst, daß er zu spät kommen wird, um ihr Leben zu retten, jawohl, aber den Mörder will er erreichen, fort, er will seine Knochen in den Adern dieses Mannes begraben — in den Eingeweiden dieses Tieres will er von oben bis unten baden!

Schäumend stürmt er dahin.

Unterscheidet jetzt d a s dort in der Nacht.

Eine Spitzenflagge schimmert dicht über dem schwarzen Erdboden.

Karl Mumme steht da auf gespreizten Beinen, ungeheuer, das Messer rot flammend in der Rechten — ein Riese!

Einen Augenblick umfängt Glaß die Angst, daß er fliehn könnte — er strengt daher seinen Sturmlauf noch mehr an, schreit ihm atemlos währenddessen zu —: Komm heran, jetzt gilt es dich und mich! Komm heran, jetzt will ich totschlagen, wie nie zuvor jemand! . . .

Mumme hat mit einer Schulterbewegung Front gemacht, die Zähne ihm entgegen.

Er schwingt seine Waffe mit einem Grinsen da oben in der Luft, die mächtigen Arme haben sich geöffnet, um zu zermalmen!

Aber da ist Morton im selben Nu bei ihm —:

Trifft von unten her mit geballter Hand seinen Kiefer, links, mit einem Krachen, dann den rechten.

Und ehe noch der andere mit einem Gebrüll sein Messer in einem pfeifenden Hieb gesenkt hat — ist Glaß blitzschnell einen Schritt zurückgewichen, duckt sich zusammen.

Stürzt nun wieder vorwärts, wird diesmal brennend am Ohr von der Klinge gestreift, gelangt jedoch von neuem dazu, seine Faust in Mummes Schläfe hineinzudonnern — ist ihm gleichzeitig hart auf dem Leibe, der Schädel als Sturmbock unter dem breiten Kinn hinauf, die Arme in einem zermalmenden Griff um seinen Körper herumgeschlossen . . . es knackt gedämpft da drinnen!

Er unterscheidet über seinem Kopf das Fauchen des keuchenden Atems. Spürt die Messerspitze, die verwirrt in seinen Schultern und seinem Rücken wühlt. Spannt nurnoch gewaltsamer den Eisengürtel seiner Umarmung zusammen!

Dumpf stöhnend, auf tief tretenden Absätzen bewegen sich die beiden — zu E i n e m zusammengeklammert — in winzig kleinen, schleifenden Schritten.

Die Brustkasten krachen, und das Gras zischt taufeucht da unten.

Dunkelheit saust und sprüht um sie her.

Rache!

In seinen Nasenlöchern spürt Morton den Gestank von Karl Mummes Schweiß, von seinem zusammengeschnürten, todkämpfenden Fleisch — mitten darin ein Blumenhauch von dem Duft aus Annies Gewand, das er berührt hat . . . und da wächst mit einem Ruck seine Kraft ungeheuer, durch seine Muskeln sprengt ein steinhartes und mächtiges Schwellen heraus —: jetzt! jetzt soll es geschehen! ich will seine Rippen zertrümmern, bis sie als Nadeln durch seine Lungen und sein Herz hindurch spritzen:

J e t z t ! . . .

Und da schraubt sich seine Umarmung, eine Stahlzange, noch dichter zusammen — rund

um diesen gewaltigen Körper, der mit einem knirschenden Laut anfängt, da drinnen zu erschlaffen.

Wieder fühlt er die Klinge einmal matt in seinem Halse sägen, hört ein Herauswürgen aus dem Munde da oben, spürt die großen, schweißfeuchten Fäuste, die klatschend an seiner Wange tasten und versagend mit dem Daumen nach seinen Augen suchen. Eine stürmische Wollust steigert auf einmal seine Kraft über alle Grenzen hinaus, wie eherne Kiefer schließen seine Arme sich gnadenlos, von zerbrochenen Knochen kracht und knackt es da drinnen . . . und gleich darauf taumeln beide um, Karl Mumme zu unterst mit einem Seufzer.

Zähnefletschend sitzt Morton mit einem Sprung auf seiner krampfenden Brust, die nachgibt. Erblickt im selben Augenblick dort drei Schritte entfernt unter dem wehenden Banner —: die lange, rotglühende Purpurwunde in Annies Leib! Seine Nerven explodieren; er sieht auf einmal das Messer, das Mumme hat fallen lassen, es liegt da auf der Erde dicht daneben — er ergreift es verzweifelt, hebt es hoch und dürstend empor, gewahrt das funkelnde Auge da unten, das sich blutgesprenkelt aus dem blau erstickten Gesicht herausbeult, jagt die bewaffnete Faust mit aller Kraft da hinab —:

Ja!

Bis auf den Grund!

Bis auf den innersten Grund da drinnen —: Da! . . .

Ein Sieden! Die Klingenspitze stößt spröde gegen eine Knochenwand tief da drinnen. Siedend heiß schäumt es währenddessen gegen seine Hand auf. Es dreht und windet sich wild unter seinem Gewicht. Ein langgezogener, röchelnder Laut dringt an sein Ohr, er erkennt ihn qualvoll wieder, weiß aber selbst nicht woher. Empört sich jäh dagegen. Erhebt knurrend von neuem die Waffe. Ist schon unterwegs nach unten hinab damit, in einem erneuten Stoß. Hört da aber wieder, ersterbend schwach, dies heisere und entsetzliche Gurgeln — das im selben Augenblick ganz verstummt. Erkennt es wieder, weiß plötzlich und bebend woher —: genau dasselbe grauenvolle Qualgestöhn, das er vorhin aus Annies Kehle gehört hat, Mord.. und da durchschauert es ihn eisig bis in sein Mark hinein, das Messer wendet sich von selbst in seiner Faust, er erhebt sich mit der Spitze zielend gegen seine eigene Brust, es blitzt, fährt nieder, er fühlt seinen Feuerstrahl durch sein Herz zischen, er sinkt mit einem Schrei zurück, alles wirbelt und braust um ihn her —:

Annie!

Ach Gott —:

Habe ich nun auch die Hoffnung auf dich verscherzt! . . . .

Und kopfüber stürzt er im selben Augenblick meilenweit hinab, tief, tief hinab, beständig tiefer hinab — durch Dämmerung, durch Finsternis, bis zu einem erfrierenden Kohlschwarz, worin er in einem Nu zusammenschrumpft.

Es wird vollkommen stumm um ihn her.

Ich bin nicht mehr.

Bin tot . . .

VII

Die drei Herren, alle in Schwarz, stiegen, dicht hintereinander — Glaß Morton voran, sehr aufrecht in seiner zugeknöpften Redingote; mit einem beständigen und unbestimmten Lächeln um den Mund; todmüde in sämtlichen Gliedern; und mit spähenden Blicken nach beiden Seiten — stiegen, plötzlich schweigend, die bequeme, perlgraue Treppe hinauf; sie mündete oben im ersten Stockwerk auf einen langen und sehr hellen Korridor, der durch die ganze Ausdehnung des Gebäudes führte.

„Nein —: dahin, Herr Morton, nach der andern Seite, wenn ich bitten darf!“ — rief von Geer gedämpft zu hinterst, noch ein paar Stufen tiefer, seinen Oberkörper vornüberlehnend und eine Bewegung nach links zu machend.

Glaß gehorchte mit einem Ruck. Offenbar, dachte er gleichzeitig von neuem im innersten Innern, mit einem Schaudern —: ist da noch nichts geschehen mit . . . . Ihm, aber wann denn?

„Hier!“ — fuhr der Professor einen Moment später fort.

Sie standen alle drei still.

Vor einer hohen, grün lackierten Türfüllung — an der oben ein kleines, kreideweißes und ovales Porzellanschild mit der Zahl siebenunddreißig in schwarzen Ziffern hing.

Assessor Delitzsch trat mit einer Schulterdrehung einen Schritt vor die beiden andern, streckte seine rechte Hand nach dem blanken Messingtürgriff aus, hob forschend den Blick zu Mortons Antlitz und ließ ihn dort eine kleine Weile verharren —:

„Nicht wahr,“ — bemerkte er währenddessen langsam und halblaut, seine schmalen Lippen netzend — „die Herren wollen also gütigst noch einen Augenblick hier draußen Platz nehmen!?

Ich werde die Wartezeit so kurz wie möglich machen!

Verzeihen Sie!“

Mit einer steifen Verbeugung verließ er sie, verschwand hinter der hellgrünen Tür — und gleich darauf unterschied man seine Stimme von da drinnen her, erregt und eintönig, ununterbrochen redend.

Glaß, der dastand, die linke Schulter gegen die jenseitige Mauer gelehnt, kurzatmig und mit zitternden Knien, starrte fiebergespannt und umnebelt um sich — bemühte sich zu hören, was da drinnen vor sich ging. Er erblickte jetzt indessen eine gelb gestrichene Bank, die dort ihm gegenüber stand, mit der Rücklehne gegen die Wand, hinter der die Stimme des Assessors klang —:

„Ich glaube,“ — sagte er leise — „daß ich mich so lange setzen werde!

Es ist recht heiß hier drinnen!

Und wer weiß — :

Vielleicht geht das ganze nicht so einfach, wie Herr Delitzsch meinte!“

Er faßte unbestimmt eine eilige und zuvorkommende Antwort von Geers auf, war schon auf die Bank niedergeglitten, ließ jetzt mit einem kleinen Seufzer seinen Nacken gegen die kühle, glatte Mauer zurückfallen, klemmte lauschend seine Augen zu —: wann, dachte er dabei und schauderte —: und wie?

Einen Augenblick betrachtete er mit unerklärlichem Schreck seine Arme und Hände — wie um zu ergründen, ob wohl geheime Vorsätze da drinnen in ihnen verborgen seien; meinte plötzlich tatsächlich, in ihren Muskeln und ihrer Haut ein häßliches Gefühl spüren zu können, als wenn sie sich begehrlich rund um irgend etwas Lebendes klammerten, um etwas Weiches und Warmes und Widerstrebendes — das gleich darauf kalt und unbeweglich und hart wurde, mein Gott, woher kannte er dies Gräßliche wieder . . . oder war es die Vorausahnung von etwas, das erst binnen kurzem geschehen sollte?? . . .

Mit einem Ruck riß er sich von diesen Vorstellungen los.

Versuchte, mit den Augen zwinkernd, um sich zu sehen —:

Ein paar Schritte rechts von ihm war ein großes Fenster mit frisch geputzten, unendlich schwach bläulich schimmernden Scheiben — das nach einem mächtigen, sonnenflammenden Rasenplatz hinauslag, mit kiesbedeckten, gewundenen Steigen, bunten Tulpenbeeten hier und da und grünen Bosketts; in beträchtlicher Entfernung von zweistöckigen. hellen Gebäuden mit roten Dächern und blendenden Markisen umrahmt. — Nach links zu, etwa zwanzig Ellen entfernt, ungefähr mitten in der Länge des Ganges, sah man das blanke, weiße Gittergeländer der Treppe, auf der sie eben aus dem Kontor im Erdgeschoß heraufgekommen waren. — Noch weiter entfernt endete der Korridor wieder mit einem umfangreichen Fenster, durch das eine goldene Riesenfläche von Sonne über den braungefirnißten Fußboden fiel — mit dem Kreuz der Sprossen aus Schatten. Türen wurden hin und wieder da hinten geöffnet. Weißgekleidete Krankenpflegerinnen bewegten sich lautlos. In der erhitzten Luft hing dicht und aufreizend der komplizierte Geruch aus Jod, Chloroform und Aether — hin und wieder einen Augenblick von einem kühlen und blütenduftenden Hauch weggefegt, der durch eine kleine offene Luftscheibe hier oben rechts nahe an der Decke drang. Vogelgezwitscher ertönte hell da draußen. Und dich hinter Mortons heißem Nacken, aus Zimmer siebenunddreißig heraus, klang ohne Unterbrechung diese eintönige und entnervende Stimme, die zu . . . zu Karl Mumme redete! Zu dem Mörder — der jetzt binnen kurzem selber . . .

Morton war allmählich auf seinem Sitz zusammengesunken.

Er hatte schließlich, um sich gegen eine etwaige Beobachtung durch von Geer zu schützen, seine Augen geschlossen — bemühte sich nun auch selbst, selbst, seinen Gedanken zu entfliehen.

Aber tief drinnen in ihm wälzten sie sich beständig hin und her, auf und nieder, nach rechts und nach links, in einem langsamen und lodernden Chaos — diese wahnsinnigen und qualvollen Fragen, die ihn unaufhörlich verfolgt hatten, seit er heute morgen zu sich gekommen war, einige Minuten vor acht Uhr, daheim in seinem Zimmer, auf dem Fußboden liegend —:

Sage mir, grübelte er bange —: sage mir einmal, was bedeutete wohl schließlich jener schreckliche, wache Traum von dem Racheakt gegen Karl Mumme?

War er vielleicht schlecht und recht eine widerliche, leibhaftige Halluzination, an und für sich natürlich aus dieser endlosen Nacht geboren, wo sein ganzes Wesen unablässig um die Erinnerung an Annies Tod gekreist hatte — und rund um das Bewußtsein von dieser Begegnung mit ihrem Mörder heute? Oder konnte man sich denken, daß er eine Art Vorbedeutung von Dingen war, die jetzt binnen kurzem geschehen würden — mit seinem vollen Wissen und Willen??

War es ein mystischer Auftrag an sein Fleisch und Blut — ein ferner und tiefer Befehl, der aus dem gewaltsameren Gebiet einer fremden Welt seine Nerven erreicht hatte — und dem sein Körper in geheimem Gehorsam binnen kurzem nachzukommen gedachte, wenn er diesem Mann von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand?

Oder . . .

Oder endlich . . .

Aber nein, sicher nicht, dergleichen war ja unmöglich! Ein reiner Aberglaube von Anfang bis zu Ende!

Selbstverständlich! Ja, aber erzähle mir trotzdem —: wissen wir im Grunde jetzt irgend etwas Tatsächliches, für oder wider . . . dies, woran doch zahllose Menschen einstmals voll und fest glaubten —: daß unser Sinn in Wahrheit über magische Kräfte gebietet!?

Daß, so wie unser Zorn wirklich kalt machen und stechen kann; und so wie unsere Zärtlichkeit leuchten und wärmen kann — ebenso unser Haß,

wenn er nur hinreichend flammenstark ist, sich eines Nachts aus unserer Brust zu schleichen vermag — um den zu treffen, dem er ans Leben will? daß unser intimstes, unbekanntes Ich, glutgehärtet in dem Feuer eines brennenden Willens, imstande ist, gleich einem dämonischen Blitz von weit her, das Herz zu treffen, dessen Tod wir mit allen Fähigkeiten und Fibern begehren?!

Antworte mir —: dieser ganze Albdruckkampf, den ich vor wenigen Stunden daheim gegen Karl Mumme stritt — war der denn vielleicht gerade so ein geheimnisvoller Rachezug? War er just so ein unsichtbarer, langsam vergiftender Dolch — den mein Sinn verstohlen Ihm bis an das Heft in die Kehle stieß? Kann man es möglicherweise schon an ihm da drinnen erkennen, ist er wirklich im Begriff, Schritt für Schritt da drinnen in seinem Bett zu sterben — unerklärlich, niemand weiter als ich weiß wie? War das die Bedeutung des Blickes, mit dem Assessor Delitzsch eben in meinem Auge grub?? Ja und sage mir schließlich: wenn nun das alles richtig ist — habe ich denn dann völlig das verscherzt, für dessen Eroberung ich ruhelos im Laufe dieser zwei langen, langen Jahre gekämpft habe??? . . .

Er versuchte wieder, wie so viele Male zuvor in diesen Stunden, diese unfruchtbaren und qualvollen Ideen zu verscheuchen — sie Fiebergaukeleien, Wahnsinn, Narrenspiel zu nennen.

Doch, das Wort Tod fuhr fort, sich an sein Bewußtsein zu kleben —:

Eine Sekunde wollte es ihm marternd scheinen, als könne er wirklich direkt in seinen Sinnen spüren, daß Karl Mumme da drinnen lag, gelb und feucht, in den letzten Zügen röchelnd.

Und im nächsten Augenblick schien es ihm jäh, als sei im Gegenteil er selber es, dessen Leben sich jetzt seinem Ende näherte . . . und da stieg auf einmal sein Blut beschleunigt und heiß in seiner Brust auf, seine Augen wurden verschleiert von einer tiefen und zitternden Ahnung von Frieden —: ja, ach, dort stand ja leibhaftig, kohlschwarz und mächtig, ein Granitkreuz auf seinem Grabe errichtet! aber dahinter lohte das Gold der hellen Sonne — und mit einem einzigen Satz gelang es ihm, sich aus dem Schoß der dunklen Erde da hinauf zu schwingen, seine Last warf er zu gleicher Zeit ungeduldig von sich — und nun ward er, hoch empor über Reue und Grauen, von einem Sommerhauch aufwärts getragen! jetzt ward er leicht wie ein Blatt zu der großen und guten Stätte empor gehoben, wo der Blick so weit und klar war . . . aber siehe, da ward sein Weg von einem schneeweißen, einem blendenden Phantom versperrt, das drohte!

Atemlos vor Schrecken riß er seinen Mund weit auf.

Er schrie und wollte fliehen —:

Mumme: du hier!

Hilfe . . .

Durch einen eiskalten Wirbelwind fiel Morton schwindelnd aus der Höhe der Vision herab — erkannte gleich darauf, daß er hier auf der Bank in dem Glanz des Hospitals saß, neben Herrn Professor von Geer . . auf seiner Stirn perlte Schweiß, ihn fror und er brannte, in beiden Armen regte sich eine unerklärliche Kraft . . . und dort an der Trepe war . . . nun ja, da war ein großer und weißgekleideter, junger Herr sichtbar geworden! Vermutlich irgendeiner von den Assistenzärzten der Abteilung — der jetzt, ohne weder den Professor noch Glaß zu bemerken, mit schnellen und lautlosen Schritten auf das andere Ende des Ganges zuging, eine Tür öffnete und dort stehen blieb, in das Zimmer hineinflüsterte, während er seine Hand in ein paar festen und kurzen Bewegungen vor sich hin führte. Eine Frauenstimme zwitscherte dünn von da drinnen, gedämpft, ehrerbietig, kokett.

„Ja!“ — sagte von Geer und zog zum zweiten oder drittenmale seine Taschenuhr heraus. — „Es scheint wirklich, als wenn unvorhergesehene Umstände eingetreten sind — da drinnen in siebunddreißig!

Da es sich so unverhältnismäßig in die Länge zieht — bis wir hereingerufen werden!

Nicht wahr?“

„Allerdings!“ — erwiderte Glaß mit Mühe.

Er hatte seinen Kopf mit einem Ruck nach dem andern herumgedreht — denn durch den eben ausgesprochenen Satz war er plötzlich und zitternd von einer Vorstellung ergriffen worden, daß der Professor auf irgendeine Weise seine geheimsten Gedanken in seinem Gesicht gelesen oder daraus erraten hatte. Und er bemühte sich deswegen jetzt unwillkürlich, eine Antwort zu finden, die ein mögliches Mißtrauen ablenken und vernichten konnte.

„Sehr wahrscheinlich!“ — stammelte er unschlüssig. — „Oder vielmehr hat der Assessor ganz einfach im voraus seinen Widersacher unterschätzt.

Aber Sie haben im übrigen vollkommen recht.

Es bleibt uns leider weiter nichts übrig, als geduldig zu warten!

Und daneben sicher überzeugt sein könnte — als was geschieht!“

Er versank von neuem, mit einem Beben in allen Gliedern, in blutige und leere Grübeleien. Es erschien ihm auf einmal, als seien seine letzten Worte zugleich hinterlistig und feig — oder, noch schlimmer, sie waren ein völliges im Stichlassen dieser allerhöchsten und lichten Pflichten, die gerade ihm auferlegt waren! sie waren ein Abfall von seiner Kunst, von seinem Leben während seiner sämtlichen Jahre — von Annie!

In seinem Herzen saß im selben Nu eine nagende Gewißheit, daß er ausnahmslos das alles verscherzt hatte! Er suchte wahnsinnig gegen diese qualvolle Ueberzeugung anzukämpfen. Aber vor seinem Blick stand gleich darauf, er begriff selbst nicht, ob als Erinnerung oder als Prophezeiung —: leibhaftig da drüben, mit einer leichenweißen Haut über einem kohlenschwarzen Bart, ein grauenvolles Gesicht! ein Totenmaskenantlitz, in dem das Blut dunkelrot aus dem linken, zerstochenen Auge quoll, das Messer bis an den schwarzen Hornschaft da hineingepflanzt —: Karl Mumme, ach Gott, Mörder und Gemordeter. Gemordet von — mir! . . .

Er wurde vom Scheitel bis zur Sohle durchbebt, fühlte das Gitterwerk der Bank unter seinen Kniesehnen schaukeln, schlug angsterfüllt und klagend seinen Nacken hintenüber —:

„Entschuldigen Sie!“ — murmelte er, heiser, mit einem schmerzenden Stich in seinem Ohr wie von einem Rufen — „entschuldigen Sie, bitte, ich hörte nicht ganz, was Sie eben sagten . . .“

von Geer stand vor ihm, erhob jetzt die rechte Hand und zeigte die Brauen in die Höhe gezogen nervös nach der Tür dort hinter Glaß —:

„Jetzt ist es mir aber doch, Herr Morton, als wenn ich die Schritte des Assessors sich da drinnen nähern höre!

Es ist gewiß am besten, wenn wir uns bereit halten.

Meinen Sie nicht auch?“

Glaß blinzelte ein- oder zweimal mit dem Lid seines linken Auges. Aus der Hinterseite seines Kopfes begann auf einmal dies lange, vibrierende Zittern wiederum durch seine Schultern und Arme zu laufen; es krümmte seine Finger, die auf seinem Knie lagen, und veranlaßte sie, sich in winzig kleinen, schnappenden Sprüngen zu bewegen — als versuchten sie schon jetzt, sich gierig um etwas zu klammern. Und da warf er wild vor Grauen seinen Nacken zurück, stemmte beide Hände gegen die Bank, wollte sich erheben, wollte sogleich fort von hier, wollte fliehen, ja, meilenweit weg! War jedoch nicht imstande, sich vom Fleck zu rühren, kraftlos in allen Gelenken, lahm, erhob verzweifelt den Blick in einem rätselhaften Flehen zu dem Gesicht des Professors, ward noch mehr geängstigt durch den Anblick dieses Gesichts — denn es war dunkelrot, dies eisgraubartumrandete Gesicht! — die Lippen zitterten in beiden Mundwinkeln auf der Stirn brach der Schweiß unaufhörlich in klaren Tropfen hervor —:

„Ja — diese Wartezeit!

Nicht wahr, die soll wohl . . .“ hörte er durch ein Sausen hindurch, plötzlich fest überzeugt, daß er sich versprochen hatte, daß von Geer jetzt wirklich begriffen hatte, was im geheimen in ihm vorging . . . und gleich darauf fand er eine unerklärliche Erleichterung in diesem Gedanken, einen Schutz gegen die Furcht vor seinen eigenen, verborgenen Plänen — eine erlösende Sicherheit!

von Geer lachte währenddessen entnervt, wischte sich fieberhaft mit dem Taschentuch über die Backenknochen und das Kinn, mied beständig Mortons Blick —:

„Ja, ich gebe zu, es ist sinnlos und lächerlich, geradeherausgesagt — und für einen Chirurgen gelinde gesprochen, unwürdig! Hahaha!

Kurz ein völlig typisches Resultat der Hundstagshitze, kombiniert mit der Wirkung dieses verdammt in die Länge gezogenen Wartens!

Aber nichtsdestoweniger . . .

Ja, ich weiß wirklich nicht, aber es ist mir fast, als ertappte ich mich hin und wieder darauf, einen unfachmännischen Wunsch zu hegen — daß dieser gute Herr Mumme so vorsorglich gewesen wäre, sich hier über Nacht in seinem angenehmen Bett zum Sterben zu legen, gepflegt und gewartet wie ein Prinz von der unermüdlichen und kundigen Humanität Doktor Hannovers und Fräulein Dahls . . . statt sich seit gestern Abend so vortrefflich zu erholen, wie er es getan hat!

Wie?

Mein Gott —:

Natürlich sehe ich sehr wohl ein, daß sich die Sache für Sie anders ausnehmen muß, für Sie, dem er den bittersten Verlust bereitet hat, den wir Menschen überhaupt erleiden können —: aber bedenken Sie nun trotzdem, was ihm jetzt schließlich bevorsteht, von heute an . . . für den Rest seines ganzen Lebens: Geständnis, Urteil, Zuchthaus, du großer Gott — vielleicht dreißig volle, lange Jahre, so robust wie er ist!

Wie gesagt,“ — fuhr er ohne Pause fort, mit blinkenden Augen zum Fenster hinausstarrend —:

„Ich gebe gern zu, daß es höchstwahrscheinlich nur irgendein unberechtigtes Standesvorurteil ist, was ich hier empfinde —:

Aber in diesem Augenblick ist es mir trotz alledem nicht möglich, mich gegen das Gefühl zu wehren, daß da doch ein recht auffallender Unterschied zwischen den Aufgaben sein muß, die die Medizin — und die die Jurisprudenz zu verrichten hat! Oder, wie denken Sie nun darüber — der Sie außerhalb beider Zünfte stehen?!

Ist es nicht wahr?“

Glaß sah langsam auf unter schweren Lidern.

Es war ihm nach und nach erschienen, als sei er jetzt unmittelbar davor, das Ganze begreifen zu können! als sammle sich restlos alles, was in ihm selber war — und alles, was er hier um sich her heute gesehen und gehört hatte: das unverschleiert bewegte Gesicht des Professors und seine offenen Worte jetzt eben, und Assessors Delitzsch erregte Stimme von da drinnen her, das Entsetzen, das an dem Namen Karl Mumme klebte, und die brennende Hoffnung auf Annie . . . als habe sich das alles jetzt endlich zu einer erhabenen Einheit in seinem Sinn zusammengefügt, als erfülle es seine Adern mit einem strömenden Feuer, als mache es für einen Augenblick seine Gedanken wunderbar klar und stark—:

Vlatislav Hofman: **Gartenpavillon: Das Obergesims / Originallinoleums**

Urhebers

„Vielleicht!“ — erwiderte er jetzt, indem er mit einem kurzen Ruck sein Antlitz erhob, ohne zu sehen; heftig kämpfend, um auszudrücken, was er empfand; oben, von rechts her, im selben Nu erquickend umfangen von dem Duft von Reseda und Rosen — :

„Aber sind wir nicht etwa gerade in diesem Moment geneigt — Sie und ich — den Unterschied zu überschätzen zwischen diesen beiden Dingen: zu heilen — und zu verurteilen?! Auf ganz ähnliche Weise, wie zum Beispiel Herr Delitzsch und ich es möglicherweise in entgegengesetzter Richtung getan haben würden — wenn er und ich es wären, die in dieser Sekunde als Zuschauer daständen und S i e Ihr Messer kaltblütig ansetzen sähen, um einem todkranken Menschen den Bauch mit einem entscheidenden Schnitt zu öffnen?!

Ich glaube es!

Denn in beiden Fällen ist doch wohl der innerste Zweck genau derselbe! Oder, um Sie an ein Wort zu erinnern, das Sie gestern Abend fallen ließen —: ist es nicht eben auch die unzweifelhafte Absicht des Gesetzes, indem es ein Urteil fällt, sowohl den Verurteilten gesund zu machen — als auch, außerdem, mindestens ein Körnchen von dem zu erlangen, das Sie gestern das Höchste von allem nannten —: vorzubeugen! . . .

Nun ja —:

Aber, selbst wenn es vielleicht richtig genug ist, wovon ich ganz fest überzeugt bin — daß die Wege, auf denen die Gesetzgebung unserer Zeit diesen ihren doppelten Zweck zu vollziehen sucht, keineswegs die rechten sind — sogar noch weit weniger recht, als es die hervorragendsten Männer der Zeit auf diesem Gebiet erkennen! Und selbst wenn wir mit dieser vernünftigen Skepsis noch weiter gehen und einsehen, daß wir auch auf keinerlei anderen Gebieten, auf Ihrem so wenig wie auf meinem überhaupt bisher weiter gekommen sind — als daß wir bloß unser Ziel als ein fernes und utopisches Ideal erkennen . . . nun wohl, ja, was dann?

Leben wir denn nicht, jeder ohne Ausnahme, gerade nur, um unseren Teil der Arbeit auszuführen — damit das Ganze besser und besser werden soll?!

Ist es nicht die Süßigkeit und der Reichtum des Daseins, dieser Hochblick, den wir besitzen —: immer und überall, selbst hinter dem besten, was wir kennen, unaufhörlich ein noch Besseres, ein Allerbestes erblicken zu können... und mit all unserer Kraft darauf hinzuwirken, bis dahin zu gelangen?

Ist es nicht die anspornende Herrlichkeit des Lebens, daß es nirgends Grenzen gibt!

Daß wieder und wieder in jedem einzelnen Punkt, wo der Wille des Menschen zugreift — zu allen Zeiten, ewig mehr und noch mehr und wieder mehr — zu erobern sein wird?! . . .

Aber nicht gnug damit!“ — fuhr er fort, jetzt endlich zu der Schlußfolgerung gelangt, die seinen Sinn so tief erfüllte —:

„Denn es ist ja nicht allein unsere Freude und unser Können, das derartig tätig und vorwärtsführend in den Gang der Entwicklung eingreift — sondern in genau so großem Maße gilt dasselbe auch von unserem Versagen und unserem Kummer!

Sie als Arzt wissen zur Genüge, daß auf dem physischen und auf dem psychischen Gebiet — das, was wir Schmerz nennen, im tiefsten Innern ganz einfach ein Warnungsruf ist! ein heftiges, ein unüberhörbares Zeichen, daß die Situation, in der wir uns momentan befinden — eine falsche, eine verkehrte, eine gefährliche ist! ein gewaltsames Signal ist der Schmerz, daß es etwas Rechteres gibt, als das, was wir bisher als Recht ansahen! etwas Schöneres als das, was wir gerade jetzt unternahmen — etwas Höheres als das, was wir soeben planten!

Ja!

Kurz und gut —:

Das ist ja auch der Grund, weswegen jede einzelne Qual, jegliches Unglück, das nur einen einzelnen von uns betrifft — eine erneute Kraft erweckt, einen verstärkten Willen zum Siegen, bei uns selbst, wie bei den andern, die nur davon erzählen hörten!

Und da liegt auch jenes Verborgene versteckt, das in dieser Stunde unerklärlich intim Delitzsch, Sie, meine Frau, Mumme und mich selbst zu einem gemeinsamen Vorsatz vereint! Gerade dies —: daß wir alle fünf (und unsere ganze Gegenwart hinter uns!) jeder mit seinem besonderen Einsatz in dieser Sache, jeder mit den Fähigkeiten und Pflichten seines Berufes, sozusagen als Vertreter sämtlicher Hauptgebiete des bürgerlichen Lebens — heute in einer selbstlosen und wirksamen Kameradschaft hierher gerufen sind —: um so unseren hierher gehörigen Teil an dem Zukunftswerk zu verrichten! Unseren Teil der Arbeit, um für jetzt wie auch in Zukunft dergleichen gräßliche Handlungen, wie sie Karl Mumme beging, abzuwehren! Um behilflich dazu zu sein, daß das Dasein sicherer und leichter wird für uns selbst, für unsere Kinder und für deren Kinder wieder — bis zu den letzten Tagen! Um alle diese zahllosen Kommenden zu beschirmen und zu beschützen, die verschont werden sollen, selbst am eigenen Fleisch und Blut erfahren zu müssen — was es u n s kostete, ihnen nützen zu wollen!

Ach, Herr von Geer —: und aus diesem Grunde ist es unleugbar wahr, daß sich keine einzige Tat denken läßt, mag sie noch so groß, noch so übermenschlich erhaben über alles sein, was wir andern vermögen — ohne daß sie brennend notwendig für uns alle wäre . . . und auch keine Tat so elend, so bitter, so unerhört grausam und häßlich, so unfaßlich und teuflich böse, daß nicht auch sie im innersten Innern ein Fingerzeig wäre nach einem neuen Wege, der einen jeden vorwärts führt!“

Mit Mühe, mit brennender Wange, hatte Glaß, plötzlich flüsternd, diesen letzten Satz ausgesprochen — jäh umspannt von einem fieberheißen, gaukelnden Gefühl, ihn nicht nur geäußert zu haben, weil er wahr war, sondern hauptsächlich, weil er dahinter Deckung gegen irgend etwas suchen wollte . . .er wußte selbst nicht was.

Und mit einem Ruck ließ er — völlig kraftberaubt und besinnungslos, bis zum Tode erschöpft, über den ganzen Körper schweißtriefend — seinen Nacken schwer nach der Wand zurückfallen . . . ward aber im selben Augenblick wieder aufgescheucht, indem er hörte, wie die Tür von da drinnen ein klein wenig geöffnet wurde.

Das schmale und brünette Gesicht des Protokollführers zeigte sich gleich darauf, glatt rasiert, ein Büschel des schwarzen, blanken Haars fiel auf die sommersprossige Stirn herab —:

„Meine Herren!“ — stotterte er undeutlich, indem er leise auf den Gang hinauskam —:

„Der Herr Assessor bittet Sie einzutreten!

Bitte schön!“

Er öffnete die Tür weit, trat dienernd einen Schritt zur Seite — ein Dunst von Verbandsachen und wollenen Decken drang ihnen von da drinnen entgegen.

„Nach Ihnen — nach Ihnen!“ — sagte von Geer nervös und ließ Morton hineingehen. Folgte selbst atemlos nach, trocknete Stirn und Hals. Der Protokollführer klemmte lautlos die Tür hinter sich zu.

Glaß — der sich kaum aufrecht halten konnte, dessen Füße und Knie eisig kalt waren, dessen Herz wild und heiß hämmerte, dessen Gehirn gleichzeitig fror und brannte — war beschwerlich über die Schwelle geschritten, hatte, wie im Traum, ein paar Schritte in das Zimmer hineingemacht und stand jetzt schwindelnd da drinnen — in dem grellen Licht, das ihm dort von dem hohen Fenster gerade gegenüber entgegenschien, zwinkernd und blinzelnd.

In seinen Schläfen lärmte es dumpf und chaotisch. Tief drinnen in ihm kroch eine zähneklappernde Angst davor, dies Gesicht zu sehen, davor, daß es unvermutet einen Haß in seinem Blut, eine geheime Rachlust in seinen Nerven entzünden würde — daß es plötzlich anfangen könnte, unter seinem Blick zu welken . . . und flackernd huschten seine Augen umher, ratlos, scheu.

Stückweis erkannte er so, was ihn umgab —:

Der ganze, längliche Raum — hoch bis zur Decke, mit den weißlackierten Wänden, mit dem braunen, blanken Fußboden.

Da hinten die schmale Gestalt des Assessors, groß, schwarz gekleidet, die sich wie eine Silhouette von dem schimmernden Schwall des Sonnenlichts abhob.

Vor ihm ein viereckiger Tisch, überladen mit blendenden Papieren — und daneben, nach links zu, die gefalteten Hände auf dem Tischrande, ein kleiner korpulenter, weißbärtiger Mann mit hellblauen Augen und roten Wangen, mit einer dunkelblauen Jacke bekleidet.

Hier, zur Rechten, das Fußende des schwarzen Eisengestells mitten ins Zimmer hinein —:

das Bett!

Und drinnen, halb sitzend, riesengroß, ein klein wenig seitlich gegen die weißen Kissen gestützt —:

Dort gewahrte Glaß mit einem Zipfel seines Blickes, atemlos und durchschauert —: eine ellenbreite Brust mit ungeheuren Schultern, in gelbliches, grobfädiges Hospitalleinen gekleidet . . . und oben darauf, ohne Hals, die kolossalen Kiefer unmittelbar auf dem breiten, umgebogenen Hemdbund ruhend —: weißgrau, unförmig und massiv, wie ein Granitstein, dieser gigantische Kopf, der nach oben zu schmaler wurde . . . . mit einem schwarzen, krausen Vollbart nach unten zu und einer weißen Kappe von Verband nach oben zu!

Im selben Augenblick überkam Morton ein unbestimmtes Gefühl, daß eben jetzt ein paar Fragen an ihn gerichtet worden waren — mit der Stimme des Assesors. Er glaubte gleich darauf auch hören zu können, daß er ganz mechanisch korrekt darauf antwortete.

Kämpfte gleichzeitig verzweifelt mit allen Sinnen, um auszurechnen, was er selbst im innersten Innern zu tun beabsichtigte — jetzt binnen kurzem, wenn er den Anblick von Karl Mumme nicht mehr vermeiden konnte! Entdeckte einen Moment später, daß es völlig still im Zimmer geworden war, ja, alle schwiegen, sie rührten sich nicht, sie saßen oder standen todstill, ohne ein Wort, aufsehend — sein Herz pochte auf einmal laut und gewaltsam!

Er war völlig überwältigt von dieser erwartungsvollen Angst, eine schauernde Kälte sprang zwischen seinen Schulternblättern hervor . . . und dann hörte er gleich darauf, aber anders als je zuvor, dort vom Fenster her, die Stimme des Assessors: langsam, gewichtig, Wort für Wort —:

„Ja, Karl Mumme —:

Vor Gottes Antlitz — und vor dem Antlitz dieses Mannes!

Vor dem Antlitz des Gatten der Ermordeten, frage ich Sie im Namen des Gesetzes —: antworten Sie mir, S i e sind es gewesen!“

Durch eine sehr dichte Wolkenbank, die sich unvermutet um seinen Kopf und seinen Hals gesenkt hatte, und die jetzt von feuerroten Blitzen durchzuckt wurde — erfaßte Morton mühsam die Bedeutung dieser Frage und wandte mit einem Ruck, tief verwirrt und verschmerzt, sein Ant-

litz nach der Richtung um, wo er sich denken konnte, daß das Bett stand — mit aller Macht seinen Willen darauf konzentrierend zu sehen.

Und für einen Moment lösten sich wirklich die Nebel um ihn her.

Er sah in mächtigen, harten Konturen diesen pyramidenförmigen, riesenhaften Kopf aus Granit, mit Leinwandbinden, die sich von dem schmalen Schädel schräge über die niedrige und schmale Stirn hinab kreuzend. das linke Auge verdeckten .. und von dem enormen, geschwollenen Mund mitten in dem struppigen Bart ging gleichzeitig eine schwere und holprige, eine hohle und zermalmende Stimme aus —:

„Nun ja!

Ich bin es gewesen!

Ist es nun gut — ich bin es gewesen!" — und der steinerne Schädel erhebt sich mit einem Ruck, dreht sich jäh ein wenig nach links, aus diesem einzigen Auge da oben unter dem Rande der Binde blitzt plötzlich eisenblank der Blick hervor, der Mortons Pupille wie eine Stahlhacke trifft, tief da hinabsaust, schimmernd und pfriemspitz da drinnen steht — begraben bis an den Schaft in seinem Herzen, das darunter ächzt.

Im ersten Augenblick windet sich Glaß wild. Runzelt gleich darauf seine Brauen und starrt steif und heiß zurück. Aber im nächsten Nu glättet sich seine Stirn von neuem, aus dieser schmerzvollen Wunde im tiefsten Innern quillt purpurrot das Blut letzend in alle seine Fibern hinaus. Sein Auge dehnt sich im selben Moment heiß und klar. Sein Sinn wird hoch, meilenhoch — und er vermag auf einmal das Ganze zu überschauen, vermag den lückenlosen Zusammenhang zwischen allem zu erkennen! Er sieht auf einmal sich selbst und Mumme — als winzig kleine Teile eines ungeheuren Ganzen. Siehe, Mumme und er sind auf der Spanne Tag und auf der Spanne Nacht — unauflöslich verbunden durch Morgendämmerung und durch Abend! Die beiden sind ein Bild von der Erde zwiefachem Antlitz von Schmerz und von Lust! Das Zwillingspaar Unglück-Glück — das kämpfende Doppel-Ich der ganzen Welt, das ewig mit sich selbst ringen muß — damit wir alle erreichen können, was wir begehren! Mein Gott, ja, jetzt sehe ich es deutlich von dem Kleinsten bis zu dem Größten, jetzt gewann mein Herz eine Wonne und eine Macht wie nie zuvor —: Lebe wohl, Karl Mumme, mein Bruder, jetzt scheiden wir frei, du und ich — die wir gebunden zusammengeführt wurden, um zu lernen! Lebe wohl, auch du wirst einstmals in einem alles umfassenden Weitblick erkennen, daß der Sieg der deine ward — der meine und Annies! ..

Alle seine Nerven entzünden sich — von der Hoffnung, die aus i h r e m Namen herausschimmert. Er tritt lächelnd einen kurzen Schritt vor, hoch und brennend überzeugt, daß jetzt . . . ja, daß jetzt, das Göttliche geschehen muß!

Und ganz recht . . . er hemmt auf einmal den Fuß und hebt seinen Kopf.

Lauscht sehnsuchtstrunken und reich.

Still!

Horch —:

Was ist das?

Ein ferner und sangheller Ton, ein steigendes Brausen von Flöten und Geigen aus weiter Ferne ..

Einen Moment hat er ein unerklärliches Gefühl, daß seine Knie sein Gewicht nicht mehr zu tragen vermögen. Er versucht lächelnd den Kopf darüber zu schütteln, tastet in die Luft, um einen Halt zu finden, schwankt, taumelt hintenüber, fällt ... und gleich darauf stößt er dort, auf dem Fußboden liegend, einen kurzen und gellenden Schrei aus —: eine Stahlzange beißt eiskalt um sein Rückenmark, reißt mit einem Ruck, einem brüllenden Rütteln sämtliche Nerven aus seinem Körper heraus. Er stöhnt noch einmal. Es wird sofort nachher stockfinster um ihn. Kohlschwarz, bodenlos, stumm überall. Er ist allein — und kennt nichts um sich her.

Aber unmittelbar darauf ist er wiederum frei, wunderbar frei, stark und befreit, gewichtslos, schimmernd froh — neu!

Er steht in einem funkelnden Saal von Marmor und Gold, an sein Ohr strömt eine unsagbar große Musik, er erkennnt glückselig diese schwellende Melodie wieder — ach, das glühende Motiv von dem allerersten Mal, als er Annie erblickte!

Sein Herz lacht vor Verlangen und Gewißheit: Ja!

Da eilt sie ihm entgegen!

Annie, mit deiner Seligkeitswange und deines Blütenmundes rotem Glück!...

Er öffnet jubelnd die Arme —: Mein Lieb! Ist mit einem Sprung dort, preßt sie wild an sich.

Den rechten Arm um ihre Hüfte geschlungen, ihre beiden Arme rings um seinen Hals, ihre Wange an seiner Brust — beugt er langsam, entzückt den Kopf vornüber! trinkt in einem Nu den labenden Duft ihres goldenen Haares, die Wollust ihrer blonden und schönen Haut, die Zärtlichkeit aus der Tiefe der großen, blauen Augen! sein Mund neigt sich durstend auf die Kühle und Süße ihrer Lippen herab, in einem unendlichen Kuß werden ihre Herzen flammend vereint ... in der Ferne gaukelt die selige Symphonie der ekstatischen Instrumente!

Und wieder weiten sich die Mauern donnernd, sie zerspringen, fallen zusammen, verschwinden.

Die titanischen Stürme des Himmelsraumes sausen mit allmächtig tönendem Lärm, die Sternenscharen stieben golden darin umher. In dem unendlichen Azur rollen Sonnen lodernd dahin — für ewig, für ewig!

Ende

An die Gefährten

Fern von mir geht ihr, meine Gefährten!
Das Echo täuscht in dichter Nacht,
und ich weiß nicht, ob ich euer Antworten höre
oder mein unablässig Rufen nach euch.

Wie unerreichbar ihr dahinwandelt;
eure schmalen, köstlichen Hände zu umfassen
Härte eurer Stirnen zu streichen,
den langsamen Aufgang der großen Sterne
in euren Augen,
ihr stilles Niedertauchen,
erharre ich in dichter Nacht.

Geheimnisvoll ist die ganze Erde schlafen gegangen,
die Gestirne stehen mit weit aufgetanenen Lidern,
Frühling, der lichtgold einherging
liegt schlafen unter seiner blaß durchsichtigen
Birkenseide.

In dieser Nacht schenkt Gott aus edlem Becher
zu trinken ein
o, meine Gefährten,
das allerhellende Erdenblut, Leidensblut,
von Engeln geweint in eisern kettender Schmach.
Ueber die Wasser seiner vielgeliebten Erde
hebt Gott von Neuem die schwanke Brücke,
über die wir zu einander gehen werden.
Gefährten beisammen in dichter Nacht.

Harrend verwandelt, hellen eurer Wacht
frühe Himmel und Erde.
Eurer Macht und göttlichen Liebe
zerbrechen Gewalt, Erdzorn, Peststarre der Tiefe,
euren blassen Händen, die ich fühle,
begegnet das Krachen von wehe-eifrig
Gebrechlichem
eurem silberläutenden Wort schlagen dumpfe Arme
nieder
zu Höllenklage und finstrem Tod.

Heilig-Ferne, Harrend-Verwandelte, Wachende:
Donner Schall birst zu euch aus den Wassern,
umbraust Säulen, überspreitet Tempel,
die ihr euren Tag küsset
seine sturmsingende Unsterblichkeit.
Die mächtigen Wolken bekränzen
euren feingliedrig gefügten Bund,
die Blumen der Höhe fasset ihr an
und drückt sie nicht vergeblich an den Mund.

Froh hebe ich den göttlichen Becher
und trinke euch zu,
all-erhellendes Erdenblut, Leidensblut,
der Erdnacht, der Engel bitteres Blut
geweint unter eiserner Schmach,
sturmsingende Unsterblichkeit,
bekränzt mit solchen Rosen, die Bitternis
bedecken,
willig die Lippen zu solchen Küssen, die Tränen
verstecken.

Adolf Knoblauch

Der fette Richter

Desider Kosztolányi

In der glänzenden Mittagsluft zittert der Sonnenstich wie ein spitzer grausamer Pfeil aus Gold.

Die kleine Stadt schläft. Ihre Häuser ringen mit der Ohnmacht, werden von der tötlichen Hitze in Agonie gestürzt, die Fenster blinken im grünen Licht — unfreundlich — im Delirium des Glanzes, wie Augen von Säufern oder Wahnsinnigen, wenn sie in den weißen blendenden Staub starren und nichts sehen. Eine Reihe von Häusern schwankt vor unseren Augen. Etwas weiter dehnt sich die Reitschule der Husaren, deren Vordach ein klein wenig Schatten wirft, und ein Rasen, auf dem bunte Blumen blühen, von Bienen und Drohnen umschwirrt. Der Atem stockt, als kämen wir aus einem heißen Bad. Unsere Körper schwitzen, unsere Augen sehen unscharf, die Hände beben.

Wir waren vier oder fünf — zehn bis zwölfjährige Knaben — in Turnhemden, Turnschuhen, ungewaschen, schmutzig, kampfbereit und unser Opfer erwartend, den fetten Richter. Wir krankten an den Freuden der Hundstage und die ganze Welt war uns ein gelber Taumel.

Unter dem Vordach der Reitschule steckten wir die Köpfe zusammen und harrten mit pochenden Schläfen. Sobald das Mittagsläuten ausklingt, wird sich unter dem kühlen Tor des Rathauses — pünktlich und verhängnisvoll — des fetten Richters Faßbauch hervorwölben. Dann läßt einer von uns, meistens der schwarzverbrannte Paul Nagel, den Schlachtruf durch die Luft zittern:

„Der fette Richter kommt!"

Wir pressen uns noch stärker unter dem Tor der Reitschule zusammen. In der Stille des Entsetzens ist nichts hörbar als das Klopfen unserer Herzen. Bald darauf erzittert der Asphalt, und dies bedeutet, der fette Richter werde in Kürze an uns vorüberkommen. Noch einen Augenblick, und er wird da sein. Er trägt einen erdfarbnen Anzug aus Rohseide, über den gewölbten Bauch hängt ihm eine dicke Goldkette hinab, auf dem Finger hat er einen grünen Siegelring und ein Rohrstäbchen in der Hand.

Von seiner roten Stirne rinnt ihm in schmalen Bächlein der Schweiß. Seine winzigen Maulwurfsaugen zwischen den Fettolstern blinzeln uns zu. In uns schäumt die Wut, doch wir fürchten uns und unsere Kehlen pressen sich so zusammen, daß wir fast aufschreien.

Doch wir schreien erst, wenn er schon zehn oder zwanzig Schritte vor uns dahinpfaucht.

Einer reißt einen Erdklumpen von der Erde.

„Nachschleudern!" schreien wir und umringen instinktiv den Helden, um ihn anzueifern.

„Erschlag ihn!"

„Wirf! Wirf . . .!"

Der Klumpen fliegt in hohen Bogen und verspritzt zermalmt zu feinem Staub. Der sommersprossige Torday, mit dem Spitznamen „Das Truthahnei", spannt seinen Schleuder und schickt dem fetten Richter zum Abschied einen bunten Kieselstein nach. Der Richter wendet sich um. Seine Augen blinzeln im Sonnenschein, dann rollt er gemächlich weiter. Wir aber debattieren gröhlend und mit falschem Pathos weiter.

„Kruzitürken," schäumt es einem Turnhemdigen über die Lippen.

„Dieses eine Mal ist er uns noch ausgekommen."

„Aber nächstens," sagt der größere Torday, „schlag ich ihm damit den Schädel ein."

Im Sonnenschein blitzt der Eisengriff einer Pistole auf.

Schauer erfaßt uns, wir freuen uns, sind glücklich und fühlen uns stark. Unsere Muskeln sind haßgestählt. Wir verlangen das Blut des Richters. Denn wir hassen seine Häßlichkeit, verabscheuen seine krankhaft aufgedunsene Feiste, einfältig und blutrünstig — wie nur Kinder hassen können. Niemals noch hatten wir eine solche menschliche Mißgestalt gesehen. Die Füße trugen verdrießlich den feisten Schmerbauch, der Körper verschwand vollkommen unter dem strotzenden und üppigen Fett, aus dem bloß der jämmerlich kahle Kopf hervorlugte, eine Fettkugel, die jeden Augenblick zu bersten droht. In der Mitte des Gerichtes aber trauerte eine kleine Stumpfnase und diese Nase — so schien es — klagte oft weinerlich die Natur an, die einen unglückseligen Menschen entsetzlich, boshaft, ohne Erbarmen verunstaltete. Doch fühlten wir kein Mitleid. Kinder kennen das Mitleid nicht. Die Moral der Kinder heißt Schönheit und jeder, der schuldig oder unschuldig ihre primitive Moral beleidigt, fordert ihre Rache heraus und muß büßen. Wir haßten die harmlose Kröte ebenso wie den fetten Richter. Haßten sie, wie alles Absonderliche.

Eines Nachmittages sprachen wir wieder über den fetten Richter.

Der Streit galt der Frage, wovon der fette Richter so feist geworden sei. Paul Nagel erläuterte wichtigtuerisch:

„Der fette Richter frißt Ochsen. Zu jedem Mittagessen einen ganzen Ochsen. Den bratet ihm seine Mutter am Spieß."

Der starke Torday rief:

„Das glaubt der Teufel . ."

Ueber die Versammlung lief ein Murren des Zweifels. Keiner konnte sich vorstellen, daß der fette Richter überhaupt eine Mutter habe.

Paul fühlte sich in der Mitte des Kreises immer unbehaglicher und stammelte, von der drohenden Schar umringt, ängstlich die Worte hervor.

„Wenn ichs euch sage! Seine Mutter lebt noch. Sie wohnt mit ihm. Hier in der Feuerwehrgasse. Ich kenne sie . . ."

„Paul!" schrie ihm der Vorturner unserer Klasse an und schlug zornig die Kappe zur Erde, „wenn du nicht sofort das Maul hältst . . ."

„Hauen wir ihn," schrie es im Chor.

Paul Nagel schaute uns mutig in die Augen:

„Wenn ihr wollt, kann ich euch sofort hinführen."

Das war ein gutes Wort! Sofort brachen wir auf und zogen auf das seltsame Abenteuer aus. In Räubergeschichten hatten wir gelesen, daß die kühnen und edlen Recken den Feind im eigenen Heim aufsuchen, um mit ihm dort abzurechnen. Auh wir dachten an Aehnliches, während wir uns mit schwindligen Köpfen dem kleinen Haus näherten, dessen Fenster grüne Jalousien beschatteten. Paul wurde vorgeschickt. Nach einigen Minuten kehrte er mit triumphierenden Gesicht zurück.

„Kommt!"

Wir gingen hinein. Ins Haus des fetten Richters. Zuerst mußten wir den Weg über eine kühle Terrasse nehmen, die vom Hof durch ein buntes Glastor getrennt war. Auf dem Hof saß im grünen Laub, zwischen Linden, Eschen und Jasmin, neben einer kleinen Kinderschaukel, eine magere traurige alte Tante und strickte. Es war die Mutter des fetten Richters.

Anfangs juckte es uns noch in den Kehlen und wir wollten lachen, aber das traurige alte Weibchen nahm uns sanft bei den Händen und wir küßten ihr die Hand, wie wir es unseren Müttern zu tun pflegten. Sie deckte sofort den Tisch, setzte uns auf tiefen, goldringigen Tellern Aepfel, honigsüße Trauben und Kuchen vor. Sie ließ uns auch auf der Schaukel sitzen. Dann begann sie zu erzählen. Die Schaukel habe noch ihrem Sohne gehört; als er noch in die Schule ging, turnte er sehr gerne. Wie sie um ihren Sohn gefürchtet, auf ihn gewartet hatte, wenn er manchmal mit seinen Freunden fortging und erst nach der Torsperre heimkam, wie er als kleines Kind in den Sturm hinausrannte, wie er sang und tanzte, wenn sie sich an langen Herbstabenden langweilten; welch ein geschickter wackerer Bursche er gewesen sei und welch ausgezeichneter Tänzer.

Auch erfuhren wir, es habe weit und breit keinen besseren Vogelsteller gegeben.

„Jawohl, meine Jungens," wiederholte sie, „auch mein Sohn fing Vögel. Tagelang trieb er sich auf den Wiesen umher, auf den großen, großen Wiesen . . . Wie doch die Zeit vergeht . . . Wenn ich bedenke, daß er damals aufs Haar genau so aussah wie ihr jetzt . . ." Die alte Frau blickte verträumt vor sich hin. Sie dachte an ihren Sohn, der schon vierzig Jahre zählt und noch immer ledig ist. Mit dreißig Jahren hatte er eine drollige Liebe gehabt und auch einen Ehering getragen; er hatte viel geweint und geseufzt und war flink zum Stelldichein geeilt, wie eine Dampfmaschine. In ein Konditoreifräulein war er verliebt gewesen, doch dieses fand seine Feistheit komisch. Er aber ging häufig in die Konditorei, aß vor Kummer die Hälfte des Vorrates auf, zahllose Schaumkrapfen und Crêmeschnitte, die ihn noch feister machten. Wie andere sich dem Trunk ergeben, so aß er vor Liebeskummer, aß und aß, immer mehr und mehr. Ein Jahr lang trug er den Ehering, der dann bald von seinem dicken Finger verschwand.

An dieses Ding mochte das Tantchen denken, denn ihre Augen füllten sich mit kleinen Tränentropfen. Wir aber betrachteten sie . . . wir warteten noch immer auf den fetten Richter, um ihm einen höllischen Streich zu spielen, hier in seinem eigenen Heim; doch unsere Lust war schon merklich abgeflaut, es fröstelte uns in der Hitze der Hundstage.

„Bitte, erzählen Sie noch etwas," bat Paul Nagel.

„Erzählen Sie," baten wir gerührt.

Der kleine Torday schmiegte sich an das Tantchen.

Sie streichelte sein Haar und blickte ihm in die Augen.

„Ei, mein Söhnchen," sagte sie zärtlich, „hast du aber ein zerrissenes Hemd. Wie kann man nur so herumgehen . . ."

Dann ging sie ins Zimmer und brachte ein Päckchen, in dem Kleider waren. Kleine Schuhe, Röcke, Turnhemden; auch eine reichhaltige Käfersammlung.

„Dies alles war sein", sagte die alte Frau, „auch dieses kleine Hemd. Schau, wie es dir paßt. Auch diese kleinen Schuhe. Auch die werden dir gut sein. Auch dieses Röckchen. Wer will es? Dies alles war sein."

„Auch das hier?" fragte Torday stotternd und ungläubig und hob ein grünes Schmetterlingsnetz vom Tisch.

„Auch das."

Das spöttische Johlen, das uns noch unter dem Tor die Kehlen juckte, schlug jetzt in eine seltsame, nasenrümpfende Verwirrung um, die unsere Gesichter weinerlich, tölpelhaft, fahlblaß machte.

„Auch das hier?" fragten wir alle und reichten das grüne Schmetterlingsnetz von Hand zu Hand.

„Unsere Netze sind ebenso."

Wir standen im Schatten der Bäume. Einige stiegen auf die Schaukel, ließen noch einmal ihr scharfes Gellen ertönen und versuchten, im Grase Purzelbäume zu schlagen. Aber wir fühlten uns nicht mehr recht behaglich. Eine seltsame Neuigkeit würgte in dieser Abenddämmerung unsere Kehlen, wie wenn man zum ersten Mal wegen des kranken unruhigen Fleischstückes zwischen den Rippen nicht schlafen kann und bemerkt, daß dieses Fleischstück lebt und Schmerzen verursacht. Und in einem Nu fuhr es uns durch die Köpfe daß der fette Richter auch einmal ein Kind war, ein Kind wie wir, das den Vögeln nachjagt, sich schaukelt und mit dem grünen Netz Schmetterlinge fängt. Als wir diesen Gedanken zu Ende gedacht hatten, waren wir keine Kinder mehr. Unsere Gesichter waren gealtert, die Augenlider zuckten uns nervös und in unseren geweiteten dunklen Augen glühten alle Tragödien und Mysterien des Lebens. Demütig standen wir nebeneinander, traurig, besiegt und stumm.

Später versuchten wir, die Fröhlichkeit zu erzwingen. Wir fingen zu singen an, verstummten aber sofort erschrocken, ohne jeden Grund. Musizierende Käfer flogen an unsere Kappen, die Köpfe schmerzten uns vom Duft des heißen Grases.

Wir lehnten uns an die Mauer und schlossen die Augen. Alle sahen wir eine blaue Wiese, auf der ein kleiner ausgelassener Knabe — der fette Richter — herumtollt. Seine Lippen haben einen traurigen Zug nach unten, doch in seinen Augen glänzt das kindliche Reich der Reinheit, Munterkeit und Fröhlichkeit, das so bald vergehen muß. Einen schlanken Knaben sahen wir, barhäuptig und glücklich, mit dem grünen Schmetterlingsnetz nach einem scheuen weißen Falter schlagen.

Beschämt schlichen wir auf die Straße, in die Nacht des Hundstages.

Heiß und schwarz war diese Nacht.

An einer Ecke kam uns mit dröhnenden Schritten der fette Richter entgegen.

„Guten Abend," sagten wir und lüfteten nach Gebühr die Kopfbedeckungen.

„Guten Abend," sagte der fette Richter lächelnd, unschuldig, wie ein kleines Brüderchen, und lüftete ebenfalls seinen Strohhut.

Stumm gingen wir weiter.

In dieser Nacht konnten wir in unseren Betten lange nicht einschlafen.

Als es endlich gelang, träumten wir, der fette Richter weine in einer blaubebänderten Wiege, ein armes pausbäckiges Baby und schaue uns mit großen Augen an, traurig, sehr traurig.

Einzigautorisierte Übertragung aus dem Magyarischen von Stefan I. Klein

Enthüllungen

Deutsche Künstler, wie man es nennt, **ohne Form** (nach Herrn Fritz Stahl ist jetzt Form Uebersetzung für Mode):

Herr Franz Werfel, der sehr geschätzte Lyriker, enthüllt sich so in schlichter Prosa: „Für die Erkennenden aber bleibt eins zu tun, sich nicht nach dem Wind zu drehen, sondern zu erwecken, zu lehren, zu bessern!" Ja, wenn die Erkennenden erwacht sein werden und zu lehren und zu bessern anfangen, hat sie der Wind schon so gedreht, daß sie auch fernerhin nichts erkennen können.

Herr Herbert Eulenberg, der sehr geschätzte Dramatiker, enthüllt sich so in schlichter Prosa: „Keiner hat, so übertrieben es klingen mag, während Kriegszeiten einen schwereren Stand als der Künstler. Die Beschäftigung mit der Kunst ist ein Luxus, den die Menschheit in solchen eisernen Wochen, wo um das Dasein der Einzelnen wie der Völker gestritten wird, am ehesten entbehren kann." Der Stand der Künstler sollte sich diesen Luxus auch im Frieden nicht gestatten. „Es tut aber auch namentlich bei den heutigen Kriegen mit ihren ungeheuren Anforderungen an die Kräfte des Menschen garnicht not, zu singen. Früher, als man gemächlich durch die Lande marschierte, da und dort biwakierte und an einer Schlacht für Monate genug hatte, da mag es schön gewesen sein, seine Stimmen beim Wandern oder Lagern zum Gesang zu erheben. Aber heute, wo Schlacht auf Schlacht folgt und ein Eilmarsch sich an den anderen reiht, wird kaum einem noch zum Singen zu Mute sein, ganz abgesehen davon, daß es meist aus Besorgnis vor Ueberfällen völlig verboten ist." Im Frieden ist die Besorgnis vor Ueberfällen leider nicht vorhanden, man ist jedem Sänger ausgeliefert, der singt, wie anderen der Schnabel gewachsen war. „die Kunst geht ja meist auf Erhöhung und Verschönerung des Lebens . . ." Sie bleibt allerdings in diesen Fällen sitzen. Herr Herbert Eulenberg hat vor, nach dem Kriege u n s erhöhende und verschönernde dramatische Kunst zu überlassen. Aber: „Aber wir müssen vortreffliche Schauspieler in Deutschland züchten, wenn nicht die kommende dramatische Kunst wirkungslos verpuffen soll." Die dramatische Kunst wird doch nicht vorbeischießen, wenn die vortrefflichen Schauspieler in Reih und Glied gezüchtet vor einem Eulenberg stehen.

Deutsche Künstler, wie man es nennt, **mit Inhalt:**

Herr Ludwig Fulda, der sehr geschätzte Klassiker, hat neue Inhalte gefunden:

Trauriger Glanz

Der Dämon der Weltgeschichte
wird manchmal plötzlich toll,
und noch seine besten Gedichte
sind wirr und widerspruchsvoll.

Wie man hingegen weiß und sieht, sind die traurigen Glanzgedichte von Herrn Ludwig Fulda klar und widerspruchslos. Er redet den deutschen Frauen ins Gewissen, die Könige anderer Länder heirateten und ihnen nach Bibel und Recht folgten:

Ihr armen fürstlichen Frauen
dünkt nicht euer Loos euch herb?
erfaßt euch kein Gruseln und Grauen
vor eurer Gatten Gewerb'?

Das Gewerb' war diesen Damen ja schon längstens bestens bekannt. Herrr Ludwig Fulda hätte sie mit dem Grauen allein schon erschüttert, wenn nicht das Gruseln zum Gewerb' des Versfußdichtens gehört hätte. Dieses Gewerb' ist besonders gruselig, es kann einen das Grauen erfassen, wenn man bedenkt, daß dieses Gewerb's wegen die Mütter der fürstlichen Frauen eigens in die Gruft gelegt werden müssen:

Ihr armen fürstlichen Frauen
geschieden durch ewige Kluft
von eurer Väter Gauen,
von eurer Mütter Gruft.

Vielleicht hätte Herr Ludwig Fulda, um dieses Unglück zu ersparen, auch die ewige Kluft überbrücken können. Aber die ewige Kluft wird sich stets zwsichen Dichtung und Fulda auftun. Dafür ist er aber der anerkannte Freigeist, der es den fürstlichen Frauen einmal nach Herzenslust gibt:

Entartet sind eure Herzen,
und euer Gewissen ist lahm,
wenn nicht unter glühenden Kerzen
euch anhaucht glühende Scham . . .

Es müssen eigens glühende Kerzen angezündet werden, damit sie die glühende Scham nicht aushaucht. Die Kerzen sind zwar in besseren Häusern schon abgeschafft und die Salben auch, aber was tut man nicht dem Versfußgewerb' zu Liebe:

Mag Purpur üppig rauschen
um euren gesalben Leib,
es möchte doch mit euch tauschen

nicht etwa Herr Ludwig Fulda, sondern

kein deutsches Bettelweib.

Ich tausche dann schon lieber mit dem Dämon der Weltgeschichte, der manchmal plötzlich toll wird.

Herr Fritz von Unrruh, auch ein sehr geschätzter Lyriker, sendet dem Berliner Tageblatt ein Gedicht, demselben Berliner Tageblatt, das die Gedichte des Herrn Ludwig Fulda hochachtungsvoll veröffentlichte:

Meinen deutschen Meistern
O Meister, die ihr still dem Schwertsang lauscht
der hell aus unserm jungen Siegesfeuer
hinbrennt zum Atem Eurer Götterleyer,
O hört es wohl, was uns die Heere rauscht —

Dieser Gedankenstrich ist begründet, was uns die Heere rauscht kann nur durch Schwertsang lauscht klar werden. Es ist nicht wirr, aber widerspruchsvoll. Vielleicht klingt die Götterleyer so gramatikalisch verstimmt.

Vertreibt unwürd'ge Jünger ernster Kunst,
die unser Blut sich zum Gewerbe machen,
o hütet wohl in dreimal heil'gen Wachen
das reine Antlitz wahrer Heldenbrunst.

Da muß man drei'mal wachen, um das Antlitz der wahren Heldenbrunst zu sehen, es scheint sich sonst in Rauch aufzulösen. Und dem Berliner Tag'blatt wird man es wohl, sogar drei'mal sag'n müssen, daß es die unwürd'gen Jünger ernster Kunst vertreiben soll, die Blut sich zum G'werbe mach'n. Kunst ist nämlich erstaunlicher Weise kein G'werbe, nicht einmal ein Handwerk. Aber auf das Handwerk verstehen sich Gewerbetreibende nicht. So kann es vorkommen, daß sie für Kunst ein Handwerk halten, was sie verstehend nicht verstehen.

Herr Richard Schaukal, ein sehr geschätzter Sonetterich:

Doch Du, mein Oesterreich, darfst Dich erkühnen,
So alt Du bist, Dich trotz dem vielen Schlamme,
Drin schlechte Gärtner Dich, die Gott verdamme,
Bestehen ließen, recken unter Hühnen
Die starken Wurzeln, die Dich tragen, breiten
Sich dauerhaft durch unerschöpfte Zeiten,
Und mag's von Deinen Aesten noch so splittern
Mag selbst Dein ganzer großer Bau erzittern:
Du wirst, was immer Widersacher sagen,
Noch in Aeonen frische Blüten tragen.

Manchmal glaubt man garnicht, was ein Buchstabe bedeuten kann. Hätte Herr Schaukal dem Bau noch ein n zugegeben, so wäre es dem Baum sicher leichter geworden noch in Aeonen frische Blüten zu tragen, als dem ganzen großen Bau. Dem wird es trotz der dauerhaften Qualität der Wurzeln schwer werden, von seinen Aesten zu splittern. Die Gärtner, die Gott verdamme, können doch nicht so schlecht gewesen sein, wenn sie mein Oesterreich trotz dem vielen Schlamme bestehen ließen. Oder sollte Herr Schaukal nur wegen der Kunst das Be stehen gelassen haben.

Lissauer schafft

Es interessiert immer, wie so ein Künstler so schafft. Lissauer, der schon immer mehr überaus geschätzte Lyriker, der sich nunmehr schon das Leitwort Nachdruck verboten erlauben kann, ist sässig, friedlich, gelahrt. Man ist überzeugt, daß er breit im Armstuhl sitzt — das Kinn stützt (daran erkenne ich meine Dichter) — meditiert. Bisweilen schnellt er vom Sessel, — rennt. Hart aus sich bricht er Sprache. Breit breitet er beide Arme. Er brauchte sich nur auf die Wartburg zu versetzen und bisweilen zu verrennen und schon ist Luther fertig:

Luther auf der Wartburg

. . . . . .

Breit sitzt er im Armstuhl — stützt das Kinn —
meditiert:
Vor ihm liegt die Vulgata, alt und neu Testament.
Bisweilen schnellt er vom Sessel, — rennt;

. . . . . .

Hart aus sich bricht er Sprache und wirft auf den
Bogen das Wort.
Horcht, feilt, hämmert, lugt, zielt, trifft —
Also, bohrend und bosselnd, schreibt Luther
deutsch die Geschrift.

Das Dichten ist nicht so einfach. Man braucht eine Menge Werkzeug, um sein Geschriftsel zurechtzubosseln. Der einzige Unterschied zwischen Luther und Lissauer ist weniger das Aussehen (von Luther heißt es: sässig, friedlich, gelahrt) als die Aussicht. Lissauer wohnt zwar in der Eisenacherstraße, aber bei Eisenach sieht es doch anders aus. Nämlich:

Rund um die Stube öffnet sich Wandung und
Mauer;
Wiesen und Wässer, Wald bei Wald, Berg an
Berg
— Ein Fuhrmann rasselt vorüber, zurufend ackert
ein Bauer —
sitzen, ratend und helfend um Luthers Werk.

Welch ein Dichter! Von seiner Stube aus hat er nur den rasselnden Fuhrmann zur Verfügung und er kann sich die ganze Natur mit Naturtreue vorstellen. Wiesen und Wässer, Wald bei Wald, Berg an Berg. Wer sollte da nicht an die Wartburg denken. Bei diesem impressionistischen Bilde ist ein Nichterkennenkönnen völlig ausgeschlossen. Schwieriger für den Laien wird es schon, Wiesen, Wässer, Wald und Berg ratend und helfend um Luthers Werk sitzen zu sehen. Hoffentlich haben sich die Wiesen nicht in die Nässe und die Wälder in die Tinte gesetzt. Und man glaube ja nicht, daß der vorüberrasselnde Fuhrmann und der ackernde Bauer um Luthers Werk ratend und helfend sitzen. Diese beiden Herren sind ausschließlich wegen des Reims auf Mauer hinzugezogen, sonst aber gänzlich unbeteiligt.

Manchmal am Fenster hält er ein, sinnend in Rast;
Breit breitet er beide Arme und faßt.
Lissauer schafft.

H. W.

Der Sturm
Ständige Ausstellungen
in Berlin und Genf

Berlin W / Potsdamer Straße 134 a

Neunundzwanzigste Ausstellung

Campendonk

Aquarelle / Zeichnungen

Franz Marc

Gemälde

Jacoba van Heemskerck

Zeichnungen

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Monatlicher Wechsel

Genf: Geschlossen

Verlag Der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a

Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift Der Sturm

Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelheft 40 Pfennig / Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs Einzelheft 50 centimes / Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark / Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Mappen und Alben / Verlag Der Sturm

Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky / 10 Mark

Bücher aus dem Verlag Der Sturm

Hermann Essig: Der Frauenmut / Lustspiel / Überteufel / Tragödie / Ihr stilles Glück —! / Drama / Ein Taubenschlag / Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft / Napoleons Aufstieg / Tragödie / Jedes Werk 2 Mark

Paul Leppin: Daniel Jesus / Roman / 2 Mark

Paul Scheerbart: Glasarchitektur / in einhundertundelf Kapiteln / Zwei Mark / Luxusausgabe in zwanzig numerierten und signierten Exemplaren auf Van Gelder Bütten, Decke und Vorsatzpapier von Anna Scheerbart fünfundzwanzig Mark / Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Sturm-Bücher I: August Stramm: Sancta Susanna / 50 Pfennig / **II: August Stramm:** Rudimentär / 50 Pfennig / **III: Mynona:** Für Hunde und andere Menschen / 50 Pfennig / **IV: August Stramm:** Die Haidebraut / 50 Pfennig / **V: August Stramm:** Erwachen / **VI: Aage von Kohl:** Die Hängematte des Riugé / **VII: Adolf Behne:** Zur neuen Kunst / 50 Pfennig

Musik aus dem Verlag Der Sturm

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten / Nummer 1 einzeln: Er hört mit ihr den Gukguk schreyn / 50 Pfennig

Der Sturm / Heeresmarsch / Für Klavier / 50 Pfennig

Künstlerpostkarten / Verlag Der Sturm

Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied / Kandinsky: Komposition 6

Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale

Oskar Kokoschka: Utinam delectet

Robert Delaunay: La Tour

Karten von Macke / Münter / Marc Chagall (4) / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes / Archipenko / usw

Erschienen bisher 31 verschiedene Karten

Illustrierte Sturm-Austellungskataloge

Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig / Otakar Kubin / Marc Chagall / Kandinsky / je 50 Pfennig

Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Kunstdrucke aus dem Verlag Der Sturm

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Exemplar 5 Mark

Gemälde / Aquarelle / Zeichnungen / Handdrucke / Plastiken

sind von folgenden Künstlern im Sturm ständig vorhanden:

Kandinsky / Franz Marc / Archipenko / Oskar Kokoschka / August Macke / Paul Klee / Carl Mense / Campendonk / Gabriele Münter / Jawlensky / Marianne von Werefkin / Albert Bloch / Hans Arp / Picasso / Albert Gleizes / Jean Metzinger / Marc Chagall / Fernand Leger / Jacoba van Heemskerck / Otakar Kubin / Emil Filla / Vincenc Benes / Otto Gutfreund / Boccioni / Severini / Carra / Russolo / Francis Picabia / Schmidt-Rottluff / Walter Helbig / Max Pechstein

Verein für Kunst

Leitung Herwarth Walden / Elftes Jahr / Jahresbeitrag 20 Mark / Rechte der Mitglieder: Freier Bezug der Zeitschrift der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation: 1913/14: Kokoschkamappe / Prospekt umsonst

Wegen Einladung zu den Autorenabenden wende man sich an den Verlag Der Sturm

---

Zeitschriften

La Cerba / Halbmonatsschrift / Florenz / Via Nazionale 25

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

---

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebung von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Adolf Behne: Zur neuen Kunst Einführung in die Bestrebungen der Malerei der Gegenwart / 50 Pfennig / Sturmbuch VII / Soeben erschienen

Wünsche Kunstunterricht bei Futuristen / Fräulein Kolle / Hardenbergstrasse 38 / Charlottenburg

Jacoba van Heemskerck: Stilleben / Boote / Landschaft / Handgedruckte Holzschnitte / aquarelliert / Auflage 5 Exemplare und je 10 Exemplare schwarz / Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Gemälde van Gogh zu verkaufen / Anfragen vermittelt Verlag Der Sturm, Berlin W 9

Poet-Lore Begründet 1890 / Eine Zweimonatsschrift, gewidmet der Dichtung und dem Drama der Gegenwart in allen Ländern / Probeheft gegen Einsendung von 6 Mark 50 Pfennig / Jahresbezug 21 Mark / Verlag Richard G. Badger / Boston / Mass / USA 194 Boylston Street

Umberto Boccioni: Pittura Scultura futuriste / Dinamismo plastico / 500 pagine / riproduzioni quadri e sculture / Edizioni futuriste di Poesia / Milano / Con ritratto dell'autore / Preis M 3,50 / Zu beziehen durch den Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Anna Scheerbart / Handgefertigte farbige Vorsatz- und Deckelpapiere für Büchereinbände / Muster im Sturm (Ausstellungskasse), wo auch Bestellungen entgegengenommen werden / Deckel- und Vorsatzpapier Format 42 × 35 Mark 4

Notiz

Während des Krieges erscheint „Der Sturm" nur einmal monatlich als Doppelnummer. Die Januar-Dopelnummer erscheint am fünfzehnten Januar

Verlag Der Sturm

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag: F. Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26